



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., H.: Das deutsche Offizierkorps und das deutsche Volk

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

alten Eigenschaften mehr die schlechten, die Mörgelsucht und die doktrinaire Rechthaberei, als die guten, oft gerühmten, Treue, Ehrlichkeit, Bescheidenheit zu bewahren droht. Auch die Kunst der „Modernen“ ist wenig geeignet, über das Grau der Alltäglichkeit emporzuheben, denn sie will das ja gar nicht mehr, sie versinkt selbst in dieses Grau, und das läuft schließlich doch in großen und ganzen, trotz alles Selbstlobes, auf eine Barbarisierung des Geschmacks hinaus.

Haben die, denen es Ernst ist mit dem Adel unsers Volkstums und unsrer Kultur, weil sie an einen höhern Zweck des Lebens glauben, heute wirklich nichts Besseres zu tun, als den kirchlichen Zwiespalt noch weiter aufzureißen und die Gegenpartei zu verfezern? Es wäre doch wahrhaftig ihr gemeinsames Interesse, der zunehmenden Brutalisierung und Materialisierung unsrer Kultur nach Kräften entgegenzuarbeiten. Wir müssen wieder zurück zu dem Standpunkte der Aufklärungszeit, also unsrer klassischen Literatur, nur nicht im Sinne der Gleichgültigkeit gegen die Konfessionen, sondern in dem Sinne eines vertieften historischen Verständnisses ihrer Entstehung und ihrer innern Berechtigung, und dazu sind eben wir Deutschen als das einzige paritätische Kulturvolk der Welt vor andern berufen. *



Das deutsche Offizierkorps und das deutsche Volk



icht als ob das zweierlei Art wäre. Das deutsche Offizierkorps ist ein Teil, ja ein integrierender und erlesener Teil unsers Volkes, ist von seinem Fleisch und Blut, es ist durch die Jahrhunderte hindurch unser Kleinod, unser Stolz gewesen. Vom alten Derfflinger bis zu Moltke und Goeben, welche lange Reihe der berühmtesten und populärsten Namen! Auch dem gewöhnlichen Manne, der von den Größen der Wissenschaft, der Dichtung und der Kunst nichts wußte und nichts weiß, ist jener Namen lange Kette geläufig: die Derfflinger, Zieten und Seydlitz, Schill und Scharnhorst, Blücher und Gneisenau, York und Bülow; viele viele andre vor ihnen, mit ihnen und nach ihnen. Der alte Wrangel, der noch heute, ein Menschenalter nach seinem Tode, in unzähligen Anekdoten im Volksmunde lebt als ein mutiger, entschlossener, charaktervoller Führer; hinter ihm die ruhmvollen Generale Kaiser Wilhelms, deren Namen durch Europa geklungen sind: außer Moltke und Blumenthal die Goeben, Falkenstein, Fransecky und Steinmetz, der tapfere Kirchbach, der schweigsame Held von Mars la Tour Konstantin Alvensleben, Voigts-Rheek, Manstein, Edwin Manteuffel, Roon, Bose, Gersdorff, Schachtmeyer und noch so mancher, von den Süddeutschen Hartmann und von der Tann. Fast alle diese Männer und viele hier ungenannte sind aus den bescheidensten Anfängen hervorgegangen, in langer Friedenszeit sehr langsam aufwärts gestiegen. Von den im Felde kommandierenden Generalen des Siebziger Krieges reichten nur die Erinnerungen

von Steinmetz und dem Bayern Hartmann in die Zeit der Befreiungskriege zurück. Als das deutsche Heer vor Paris stand, war der König der einzige, der noch das Eisene Kreuz von 1813 trug. Weder „der lange Friedensdienst“ noch „die kleinen Garnisonen“ — viel große Garnisonen gab es im alten Preußen überhaupt nicht, aber recht viel kleine, die mit einem Bataillon oder ein bis zwei Schwadronen belegt waren — hatten jene Männer unfähig für eine glorreiche Truppenführung oder für einen strapazenvollen Feldzug gemacht.

Obgleich verhältnismäßig viel zahlreicher als in unsern Tagen aus dem Kadettenkorps hervorgegangen, überwiegend in den knappsten Verhältnissen lebend, in kleine und kleinste Garnisonen untergetaucht, hat das preußische Offizierkorps in der langen Friedensperiode von 1815 bis 1848 eine große Schar hoch charaktervoller Männer in seinen Reihen gezählt. Sie waren es, die in den Stürmen des Jahres 1848 das Rückgrat des Heeres nicht nur, sondern des Staats bildeten, leuchtende Vorbilder im schlichten Heldentum, treue Diener der Religion der Pflicht. Nur mit solchen Offizieren war es möglich, die Berliner Garnison am Morgen des 19. März dem entehrenden Rückzug ohne die Gefahr der tiefsten Erschütterung auszusetzen, den treuen Truppen das schwerste Opfer der Pflicht zuzumuten.

An diese Männer dachte Bismarck, als er damals an Kleist-Regow schrieb, ein couragierter Leutnant und ein tüchtiger Tambour seien ausreichend, den ganzen preußischen Staat wieder in Ordnung zu bringen; aus ihrem Munde sprach Wrangel, als er sich im November 1848 zum Einmarsch in Berlin anschickte, und bei der Abmeldung auf Sanssouci die Königin Elisabeth ihn mit tränenreichen Bitten beschwor, kein Blut zu vergießen: „Halten Eure Majestät mir den König nur stramm, das andre wollen wir schon machen.“ Die jungen Offiziere jener Zeit sind dann die Generale und Stabsoffiziere unsrer Einigungskämpfe gewesen, ebenso wie die jüngern Offiziere von 1806 die Führer in den Befreiungskriegen waren.

Der Siebziger Krieg war in seinen großen Schlachten wie in vielen kleinern Kämpfen reich an Momenten, die den ganzen Mann forderten. Da hat es unsern wackern Soldaten niemals an dem ruhmvollen Beispiel der Führer — vom General bis zum Hauptmann und Leutnant — gefehlt, die in todesmutiger Hingebung auf dem blutigen Ehrenpfade voranschritten. Schon nach dem 16. August mußte ein königlicher Befehl den Offizieren untersagen, sich nicht nutzlos auszusetzen, den berittenen Offizieren der Infanterie auftragen, in der Feuerlinie abzufügen. Dennoch haben sich gar manche wackere Männer geweigert, dieser Vorsichtsmaßregel zu gehorchen, und nur zu viele haben den ritterlichen Ungehorsam durch eine feindliche Kugel gebüßt. In einem Kriege, der heute ausbräche, würde die Leitung zum wesentlichen Teil in den Händen der jungen Offiziere von 1870 liegen, darum ist es, zumal bei der rastlosen Tätigkeit, die die Armee in diesem Menschenalter entfaltet hat, wirklich in hohem Grade erstaunlich, daß Zweifel an ihrer Tüchtigkeit einen solchen Umfang zu gewinnen vermocht haben, daß Tendenzromane und Tendenzbühnenstücke, die sich mit diesem Thema befassen, einen so großen Absatz und Zulauf haben erreichen können.

Wir haben aus dem geschiednen Jahr einen häßlichen Übertrag in das Grenzboten I 1904

neue herübergenommen. Das Buch „Jena oder Sedan?“ mit seiner wenn auch wider den Willen des Verfassers stark zersetzenden Tendenz hat offenbar den Leutnant Wisse auf den Gedanken gebracht, sein verwerfliches Buch zu schreiben, das uns dann den unseligen Forbacher Prozeß beschert hat. Die Bedeutung dieses Prozesses bestand darin, daß er nicht nur einen Einzelnen, sondern ein ganzes Offizierkorps an den Pranger stellte, obendrein in dem lothringischen Armeekorps, dessen Führung ein so rastloser, entschlossener und wachsender Kommandeur wie General von Haeseler erst kurz zuvor abgegeben hatte. Bei der Stellung, die in Deutschland, dem Mutterlande der allgemeinen Wehrpflicht, das Offizierkorps einnimmt, hatte der Prozeß selbstverständlich die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade gefesselt. Es war Wasser auf die Mühlen aller subversiven Tendenzen. Was in dem Buche „Jena oder Sedan“ mißrunden zu sein schien — hier war es greifbare Wirklichkeit, war das Unglaubliche Ereignis geworden. Der Vorgang wirkte mit der peinlichsten Überraschung, und dieser muß es zugute gehalten werden, wenn die Frage von allen Seiten auftauchte: Wie viele solcher „kleinen Garnisonen“ haben wir außerdem noch in Deutschland? Und wie steht es in den „großen“? In den breiten Schichten, die ohne Nachdenken die Sensation auf sich wirken lassen, tritt in solchen Fällen die Neigung zum Generalisieren ohne weiteres hervor, eine Neigung, der durch unsere Witz- und Karikaturenblätter in der bedauerlichsten Weise Vorschub geleistet wird. Einige von ihnen leben seit Jahren von der Offizierskarikatur. Man konnte das anfangs belächeln, aber die fast ausschließliche Beschränkung auf diesen einen Gegenstand bedeutet doch die bewußte Tendenz der Verspottung und Diskreditierung des Offizierstandes.

Es kommt hier ein öffentliches Interesse in Frage, sowohl das der Disziplin wie das des Offizierersatzes. Dieser ist heute ohnehin qualitativ wie quantitativ nicht mehr ausreichend, eine von Jahr zu Jahr zunehmende Zahl etatsmäßiger Leutnantsstellen bleibt unbesetzt. Die Ansprüche an die dienstlichen Leistungen des Offiziers sind im letzten Jahrzehnt enorm gewachsen, und ebenso sind die an die Mannschaften unendlich höher, und der Offizier ist es, der für die Erreichung dieser Ziele einzustehen hat. Dabei ist das Mannschaftsmaterial in vieler Beziehung anders geworden. Der kräftigere, gesündere Menschenschlag, den die Landbevölkerung stellt, geht in der Zahl mehr und mehr zurück, um so zahlreicher wird dagegen das aus der städtischen und der Fabrikbevölkerung hervorgegangne Rekrutenmaterial, das ja im Durchschnitt intelligenter sein mag, aber ganz abgesehen von der sozialdemokratischen Verhezung auch nervöser, verwöhnter und verweichlichter ist. Dazu kommt, daß auch im Offizierersatz allmählich das ländliche Element, der Sohn des Gutsbesitzers, mehr und mehr abnimmt, der Städter tritt an seine Stelle. Noch fehlt es ja nicht an Offizieren, deren Vorfahren bis in die Tage des Großen Kurfürsten zurück dem Heere angehört haben, die Brandenburg, Preußen, Deutschland haben schaffen helfen; in gar manchen Regimentern dient die dritte und die vierte Generation derselben Familie. Aber was früher nicht selten die Regel war, wird mehr und mehr zur Ausnahme. Dasselbe gilt von der Verknüpfung der Regimenter mit der umwohnenden Bevölkerung. Ehedem hielt der Bauer darauf, daß die Söhne in dieselbe Kompagnie oder Schwadron desselben Truppenteils kamen, in der der

Vater gestanden hatte. Die mehrfach wiederholte Vermehrung der Armee, die Errichtung vieler neuer Regimenter, die dadurch entstandnen Verschiebungen und Veränderungen der Garnisonen — alle diese Umstände haben manches der vielen Bande zerschnitten, die ehemals Volk und Heer zu einer unauflösliehen Gemeinschaft zusammenschlossen. Früher kannte mancher Offizier in den alten Provinzen Preußens, der Sohn des Gutsbesizers, seine Rekruten von Jugend auf; wenn er später das väterliche Gut übernahm, fand er sie als wohlthutende Bauern wieder, man übte zusammen in der Landwehr, das beiderseitige Leben war nicht selten von der Wiege bis zur Bahre voll gemeinsamer Berührungspunkte.

Das alles sind Erinnerungen aus der bis hinter 1866 zurückliegenden Zeit. Seitdem ist wohl die Form die alte geblieben, aber der Inhalt ist wesentlich anders geworden. Schon bei der Armeevermehrung von 1880 sagte Feldmarschall von Manteuffel zu dem Verfasser dieser Zeilen: „Wäre ich vorher gefragt worden, ich hätte davon abgeraten; es macht uns die Suppe zu dünn an Offizieren und Unteroffizieren.“ Und um wieviel dünner ist die Suppe seitdem geworden! Wir sind freilich ein viertel Jahrhundert älter, Volkszahl, Nationalvermögen und Wohlstand der einzelnen Klassen sind enorm gewachsen, immer neue soziale Schichten steigen von unten herauf und gliedern sich in die wohlhabenderen und gebildeteren Stände ein, immer demokratischer wird der Zug der Zeit. Darf man sich da wundern, wenn sich die alten Formen des Heeres mit wesentlich verändertem Inhalt füllen, und wenn der Offizier, äußerlich von dem Offizier von 1864, 1866 oder 1870 meist wenig zu unterscheiden, doch nicht selten innerlich ein anderer ist? Aufmerkamen Beobachtern des Heeres war es nicht entgangen, wie schon der Eintritt der neuen Provinzen in den preußischen Staatsverband nach 1866 die Mischung des Offizierkorps ganz bedeutend veränderte. Er brachte ihm zweifellos viele Intelligenzen, tüchtige und tapfere Männer zu, aber das angeborne preußische Fundament, das preußische Staatsgefühl fehlte. Heute kann man eigentlich nur noch von einem deutschen Offizierkorps reden, dem der König von Preußen fast entschwunden und nur der Kaiser geblieben ist; sogar in Sachsen und Bayern tritt der Kaiser als der oberste Feldherr militärisch sehr viel stärker in den Vordergrund als der Landesherr. Und das kann auch nicht anders sein. Wir wachsen eben fester und fester zusammen. Eine rückläufige Entwicklung nehmen in normalen Zeiten alle diese Dinge nicht. Haben wir doch in der Marine, in den Kolonialtruppen, in Ostasien schon „kaiserliche“ Offizierkorps, zugleich die hohe Schule für ein dereinstiges größeres Deutschland. Zumal in Ostasien wächst der deutsche Offizier hinein in solche größere Verhältnisse, wie sie mit dem Ausblick über die Weltmeere verknüpft sind. Militärische, finanzielle, zeitweilige politische Gründe mochten gegen die Aufrechthaltung der deutschen Garnison von Schanghai sprechen — im Interesse unsrer Zukunft bleibt die Räumung ebenso bedauerlich wie im Interesse unsers Offizierkorps, dem der Dienst in Ostasien eine Art Kriegsakademie künftiger Zeiten ist, und das in Schanghai, in dem Brennpunkt der Weltinteressen, viel zu lernen hatte.

An dem deutschen Offizierkorps partizipieren heute alle gebildeten Stände der Nation in einem Umfange, wie das seit den Befreiungskriegen nicht der Fall gewesen ist. Bei dem Riesenheer von heute, dessen Friedensstärke beinahe größer

ist als 1870 die Kriegsaufstellung, ist das auch nicht anders möglich. Aber schon macht sich die Gefahr der Konkurrenz anderer Berufe fühlbar, die begabten jungen Männern gesichrtere und namentlich viel einträglichere Laufbahnen in größerer Fülle bieten. Von Kunst und Wissenschaft, der reichern Dotierung der wissenschaftlichen Laufbahnen, wollen wir absehen, diese werden immer nur bevorzugte Jünger an sich ziehn. Aber die Technik, die Industrie, der immer weiter ausgreifende Handel, die Schiffahrt — sie rufen alljährlich neue Hunderte und Tausende in ihren Dienst, darunter manchen, der wohl einen tüchtigen Offizier abgegeben und sich unter andern Verhältnissen dieser Laufbahn auch gewidmet haben würde. Jedoch die gesteigerten Ansprüche an den Dienst, die durch viel beklagte Mißstände fortgesetzt gesteigerten Ansprüche an die väterliche Zulage, die größere Aussichtslosigkeit der Friedenszeit und zuletzt, aber nicht am wenigsten, die zunehmende Verpottung des Offiziers in der Karikaturpresse bestimmen manchen jungen Mann zur Wahl eines andern Berufs, veranlassen namentlich auch manchen Vater, seinen Sohn in diesem Sinne zu beeinflussen.

Der Kriegsminister deutete in einer seiner letzten Reden an, daß die Militärverwaltung in Anbetracht mancher Elemente im Offizierkorps in der Zulassung wohl zu weit gegangen sei, und demselben Gedanken gab vor kurzem sogar die Freisinnige Zeitung des Herrn Richter Ausdruck. Will man aber in Zukunft sorgfältiger in der Auswahl verfahren, und liegt zugleich die Tatsache vor, daß etatsmäßige Leutnantsstellen in wachsender Zahl unbefetzt bleiben, also der Andrang nachläßt, so wird um so mehr dafür gesorgt werden müssen, daß sich die Militärverwaltung den Ersatz, den sie brauchen kann, auch wirklich sichert. Ob und wie die dienstlichen Ansprüche gemindert werden können, entzieht sich der publizistischen Diskussion. Auf alle Fälle aber müßte dafür gesorgt werden, daß die etatsmäßigen Stellen auch wirklich besetzt werden, d. h. daß zum Beispiel jede Kompagnie tatsächlich ihre drei Leutnants hat. Alle Abkommandierungen von längerer Dauer — und ihre Zahl ist Legion — dürfen diesen Sollstand nicht berühren, es müssen soviel Stellen mehr vorhanden sein, als alljährlich Offiziere durch Abkommandierung dem Frontdienst entzogen werden. Hat ein Hauptmann nur einen Leutnant statt deren drei zur Verfügung, so wird dieser eine nicht nur unverhältnismäßig belastet — ein Umstand, der ihm den Dienst schwerlich anziehender macht —, sondern der Dienst selbst wird natürlich darunter leiden und in vieler Hinsicht in die Hände der Unteroffiziere übergehn. Bei den Soldatenmißhandlungen spielt die mangelnde Beaufsichtigung durch die Offiziere infolge ihrer oft zu geringen Zahl sicherlich eine sehr große Rolle. Auch der Hinblick auf die Erfordernisse eines künftigen Krieges müßte dazu führen, daß die etatsmäßig feststehenden Offizierstellen auch wirklich sämtlich besetzt sind. Nur dann kann allen Anforderungen des Dienstes sach- und vorschriftsgemäß entsprochen werden, nur dann beeinträchtigen die Kommandierungen zur Kriegsakademie, Zentraltturnanstalt, Schießschule, zum Lehrbataillon usw. nicht den Dienst und die Ausbildung der Truppe.

Zu der Herabsetzung übertriebener Dienststanforderungen hätte sich die Ermäßigung des anwachsenden persönlichen Kostenaufwands zu gesellen; es sind sicherlich nicht die schlechtesten jungen Leute, die durch die jetzigen hohen Zulagen

von der Armee ferngehalten werden oder sie vorzeitig verlassen müssen, weil die Familie die Mittel nicht aufbringen kann. Es wäre nicht mehr als billig, wenn bei neuen Equipierungsvorschriften die erste Anschaffung ganz oder doch zur Hälfte durch Gewährung von Equipierungsgeldern erstattet würde, auch sollten solche Vorschriften niemals sofort, sondern erst nach einem angemessenen Zeitraum in Kraft treten. Ein verständiger Kommandeur wird sehr viel tun können, seinen jungen Offizieren die Sache zu erleichtern, namentlich sollte er keinerlei Druck, auch nicht durch eignes Beispiel, üben.

Und nun die Karikaturpresse! Es liegt uns fern, einem richterlichen Einschreiten das Wort zu reden, wir vertrauen einstweilen noch der Selbstzucht der Nation, vor allem der gebildeten Stände, die ja doch den Offizierersatz stellen und in ihren Angehörigen auch sich selbst durch eine fortgesetzte Verunglimpfung betroffen sehen. Selbstverständlich muß zwischen einem gelegentlichen guten Bilderscherz und der dauernden tendenziösen Herabsetzung des Standes unterschieden werden. Aber unbeachtet sollte diese Herabsetzung, soweit sie nachgerade handwerksmäßig betrieben wird, nicht bleiben. *) Würden dieselben Blätter fortgesetzt Karikaturen von Geistlichen oder von Richtern bringen — wie viele Strafurteile würden schon ergangen sein! Es ist für den Offizier eine eigne Zumutung, an den Zeitungsverkäufern in großen Städten vorüberzugehen, die ihm haufenweise — man denke an die Umgebung des Potsdamertores in Berlin oder an die Kreuzung der Linden an der Friedrichstraße — seine Karikatur zum Kauf anbieten! Die eigentümliche Erscheinung im Straßenbild unsrer Großstädte, daß die Uniform immer mehr daraus verschwindet, steht zum Teil damit im Zusammenhang. In Berlin, wo früher in einzelnen Stadtteilen die Uniform fast dominierte, sieht man sie heute kaum noch, es sei denn an Parade- oder Renntagen, bei Hoffesten oder dergleichen Anlässen. Von einem Offizier in Uniform in den Straßen Berlins darf man getrost voraussetzen, daß er entweder im Dienst ist oder einer der militärischen Bildungsanstalten angehört. Ist der Dienst vorüber, so schlüpft alles in Zivilkleider, auch auf Besuchs- und Urlaubsreisen wird nur Zivil getragen, die Uniform kaum noch mitgenommen. Ehedem war das anders. Da besaß der Offizier außer einem Jagdanzuge selten noch ein besseres Zivilkleidungsstück, das Ausgehen in Zivil, wie es namentlich junge Leutnants trieben, kam einer verbotnen Frucht gleich, auch war dieses „Zivil“ meist recht dürftiger Natur. Heutzutage hält weitaus der größte Teil der Offiziere neben den unabweislichen Uniformstücken eine ausgiebige Zivilgarderobe, dazu Tennisanzug, Frack und Smoking! Soll es doch Tatsache sein, daß diese letzten Bekleidungsstücke in kleinern deutschen Residenzen direkt verlangt werden! Weg damit! Der

*) Als Beleg für den Einfluß der Karikatur, auch der bessern, diene folgendes: Im Winter 1883 wurde im Straßburger Stadttheater „Krieg im Frieden“ gegeben, ein Stück, dessen Offiziersfiguren bekanntlich nichts weniger als Bösewichter, sondern hochachtbare Charaktere sind. Zu meinem Erstaunen sah ich in der Nebenloge eine mir bekannte altstraßburger Familie, die sonst das deutsche Theater grundsätzlich mied. In der Pause traf ich mit dem Familienhaupte zusammen, einem bejahrten Herrn, und redete ihn an: „Aber Herr G., wie kommen Sie in das Theater und obenrein in ein deutsches Soldatenstück?“ „Des will ich Ihnen sage,“ erwiderte er im Straßburger Deutsch, „hier persiflire die Preise sich selber, und des mußten wir uns doch ansehen.“

Offizier im Zivilanzuge steht nur mit einem Fuß im Heere. Der Zivilanzug ist das Caput der Armee, er erschläft, er macht nachlässig, er läßt dem Offizier seine Uniform nicht mehr als Ehrentkleid, sondern als einen lästigen Zwang erscheinen. Damit streift er die ritterliche Gesinnung ab, die eine der ersten Grundlagen seines Standes sein soll. In dieser Hinsicht wäre wohl eine größere Strenge am Platze. In die nämliche Kategorie gehört die Ausdehnung von Modenarrheiten auf die Uniform, Rocktragen von unglaublicher Höhe, verkürzte Paletots, bald größere, bald kleinere Mützen und dergleichen mehr. Was da dem Bürger auffällt, der solchen Unfug staunend betrachtet, sollte doch auch den Vorgesetzten nicht entgehen.

Es ist hie und da getadelt worden, daß der Forbacher Prozeß in voller Öffentlichkeit abgehandelt worden ist; man hat in diesem Verfahren die Gefahr einer Herabsetzung des Standes vor dem In- und dem Auslande, eine Gefährdung der Disziplin gesehen. Hätte nicht das Bilsesche Buch vorgelegen, worin alle diese Dinge fast mit Namensnennung öffentlich behandelt waren, sondern wäre die Anklage gegen die einzelnen Offiziere auf Grund einer Anzeige oder auf Grund dienstlichen Einschreitens erhoben worden, so konnte wenigstens zum Teil die Ausschließung der Öffentlichkeit als zulässig oder geboten erachtet werden. Da aber dem ganzen Verfahren das Bilsesche Buch zugrunde lag, hätte die Ausschließung der Öffentlichkeit zu der Annahme geführt, daß es sich um die Vertuschung noch wesentlich schlimmerer Dinge handle. Die volle Öffentlichkeit des Prozesses war zu dem Beweise nötig, daß der Geist der Armee gesund genug sei, da, wo sich faule Stellen zeigen, die Ausrottung des Übels an der Wurzel zu ertragen, ohne daß das Ganze irgendwie in Mitleidenschaft gezogen wird. Auch hat der Prozeß deutlich genug ergeben, daß „die kleine Garnison“ nur zufällig den Untergrund geboten hat. Dieselben Elemente würden in einer großen Garnison nicht viel anders gelebt haben, die Spielerprozesse in Hannover haben seinerzeit zur Genüge dargetan, was auch in einer großen Garnison möglich ist, wenn der Kommandeur nicht mit Vateraugen über den ihm anvertrauten Offizieren wacht. Auch für unsre deutschen Offiziere wollen wir das Dichterwort gelten lassen:

Es darf der Held nur hoch stehn über der Strafe,
Weil er auch stehn muß über aller Schuld!

Man hat ehemals unser Offizierkorps als volksfeindlich bezeichnet, als reaktionär, junkerhaft und dergleichen. Das war schon damals eine arge Übertreibung, als es sich in der Mehrzahl noch aus jenem altpreussischen Schwertadel rekrutierte, der zu dem großen Ersatz bei weitem nicht mehr ausreicht. Heute mehr als je ist die Armee die stolze und höchste Vertreterin des nationalen Gedankens und Empfindens, an ihrer Spitze steht ein Offizierkorps, das in der Gesamtheit unsrer gebildeten Stände seinen Ursprung und seinen unverstiegbaren Jungbrunnen hat. Wenn schon im Konfliktjahre 1866 der damalige demokratische Abgeordnete Ziegler ausrufen konnte: „Das Herz des preussischen Volks ist da, wo die preussischen Fahnen wehen“ — heute trifft noch in viel höherem Grade das Wort zu: Das Herz Deutschlands schlägt in seinem Heer und in seiner Flotte.

Bekanntlich gehn unsre Offiziere theils aus den Kadettenhäusern, theils aus den auf Avancement dienenden Fahnenjunkern hervor; ein kleiner Rest aus übertretenden Reserveoffizieren. Die Fahnenjunker unterliegen wie bei der Annahme der Prüfung des Kommandeurs, so bevor sie zum Offizier eingegeben werden, der Wahl durch das Offizierkorps. Die Kadetten dagegen nicht, ihre Verteilung an die Regimenter erfolgt durch allerhöchsten Befehl. Hierin liegt eine Ungleichheit, die leicht beseitigt werden könnte, wenn aus dem Kadettenhause nur Fähriche zur Armee entlassen, und diese nach sechsmonatiger Probezeit gleichfalls dem betreffenden Offizierkorps zur Wahl gestellt würden. Der aus dem Kadettenhause kommende junge Leutnant findet sich ohnehin im Regiment schwer zurecht und bedarf ziemlicher Zeit, bevor er sich wirklich als Offizier nützlich erweisen kann. Eine solche Maßregel erscheint an sich unbedeutend, wird aber vielfach als eine sehr zeitgemäße Reform angesehen.

Dem Heere und dem Volke sei es als aufrichtiger Neujahrswunsch dargebracht, daß beiden die unliebsamen Vorgänge, die das vergangne Jahr gezeitigt oder enthüllt hat, zum Segen gereichen. Möge der Forbacher Prozeß ein Läuterungsprozeß gewesen sein, aber unserm gesanten Volk auch eine Mahnung, daß es in seinem Heere die nationalste seiner Institutionen und im Offizierkorps deren auserlesnen Träger hat. Unsre gebildeten Stände sollten eine Literatur von sich abschütteln, die in ihren Absichten oder ihren Resultaten nur der Herabsetzung dieser Institution dient. Bedingung jedes Erfolges ist für den Einzelnen wie für die Nationen — die Selbstachtung. H. J.



Der Fürstentag zu Erfurt im Jahre 1808

Von Gustav Brännert in Erfurt



nach dem unglücklichen Kriege Preußens mit Frankreich in den Jahren 1806 und 1807 brach der Mut des mit Preußen verbündeten Zaren von Rußland plötzlich zusammen; es blieb ihm nichts übrig, als Frieden zu schließen. Da empfing er mitten in diesen Besorgnissen die Einladung Napoleons zu einer persönlichen Zusammenkunft; denn auch Napoleons Lage war so, daß er den Frieden wünschen mußte. Und in wenig Tagen gelang es ihm, den Zaren für ein Bündnis mit Frankreich zu gewinnen. Vergessen war die weisevolle Stunde am Sarge Friedrichs des Großen, vergessen waren die Freundschaftsgelöbniße in Memel. Nun mußte sich der König von Preußen, der ritterlich ausgehalten hatte, bis fast der letzte Teil seines Landes verloren war, beugen; und auch die Bitten der Königin Luise, die ihrem Lande den weiblichen Stolz opferte und mit dem Peiniger persönlich verhandelte, glitten von ihm ab (so schrieb er schadenfroh) wie das Wasser vom Wachsstück. Am 7. Juli 1807 wurde zwischen Frankreich und Rußland der Friede unterzeichnet, wonach Rußland dem Kampfe gegen England sowie der Festlandssperre beitrug, während Napoleon seine Zustimmung zu der Eroberung der Donaufürstentümer und des schwedischen